

Prof. Dr. Bruno Boesch

Laudatio auf Arno Borst

Auch heuer hatte das Preisgericht keine Mühe, die Beziehungen des zu krönenden Opus zum Bodensee zu begründen: Arno Borsts Buch »Mönche am Bodensee 610–1525«, 1978 im Thorbecke-Verlag, Sigmaringen, erschienen, trägt den See schon im Titel. Und der Verfasser wirkt seit 1968 als Professor im Fachbereich Geschichte an der Universität Konstanz. Der Herkunft nach ist er ein Franke und wurde 1925 in Alzenau im Spessart geboren; in Göttingen bei Hans Heinrich Schaefer und Percy Ernst Schramm promoviert, von Herbert Grundmann zur Habilitation ins westfälische Münster geholt, 1962 auf den Mittelalter-Lehrstuhl nach Erlangen berufen und 1968 durch Waldemar Besson nach Konstanz gelockt.

Alle diese Stationen sind durch bedeutende Werke bezeugt: Göttingen durch das Buch über die Katharer (der Ketzereiforschung bleibt Borst auch späterhin verbunden); Münster durch das sechsbändige Werk über den Turmbau von Babel, die Geschichte der Meinungen über Ursprung und Vielfalt der Sprachen und Völker, eine sowohl nach Weitblick wie intensiver Durchdringung monumentale Darstellung von 2300 Seiten; Erlangen durch das Buch über die Sebaldslegenden in der mittelalterlichen Geschichte Nürnbergs, Konstanz durch das heute preisgekrönte Werk. Einschlägig für die Bodenseelandschaft sind noch weitere Abhandlungen: Drei will ich anführen. In den Schriften des Vereins für die Geschichte des Bodensees 92 den geistvollen Aufsatz über »Alpine Mentalität und europäischer Horizont im Mittelalter«, im Sammelband Bodman die Darstellung der entscheidenden Jahre der Kaiserpfalz, im Katalog der unvergesslichen Stauferausstellung von 1977 in Stuttgart den Aufsatz über die Staufer in der Geschichtsschreibung. Als eine weitgespannte Vorbereitung auf das Buch über die Mönche, als eine mit ausführlichen Quellenbeispielen belegte Kultur- und Geistesgeschichte des Mittelalters erwähne ich mit besonderem Nachdruck den Band »Lebensformen im Mittelalter« (1973): Er zeugt von europäischem Weitblick, wie er im Grunde

jedem Mittelalterforscher als Ideal vorschwebt: Arno Borst ist, wie ich glaube, der belesenste unter den Mediävisten.

Nun haben wir heute keinen Historiker vom Fach auszuzeichnen, sondern einen Literaturpreis zu vergeben: den Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen. Die lieben Kollegen vom Fach haben Borsts Werke und Schreibweise gelegentlich ausschweifend genannt. Indem ich den Ausdruck ins Positive drehe, sehe ich hierin gerade die Chance für unsere Auszeichnung, denn es ist auch über die sogenannte schöne Literatur hinaus gerade das, was wir von einer literarischen Leistung erwarten: daß sie »ausschweifend« sei, daß sie, auch wo sie auf historischen Fakten aufbaut, mit der Sprache etwas anfangen kann, daß sie sich ihren Möglichkeiten anvertraut und von ihnen tragen läßt, daß sie weiß, wozu Sprache da ist und wie man sie benutzt, kurz, daß das, was sie an Informationen vermittelt, sich auch angenehm liest, daß sie wandlungsfähig ist und stets neue Horizonte aufschließt. Denn in der Tat: Von diesem Buch werden nicht nur faktenhungrige, sondern ebenso – um ein etwas altmodisches Wort zu gebrauchen – musische Menschen angesprochen, und das bei einem Gegenstand, der zunächst nicht danach aussieht: Die Lebensformen der Mönche sind uns Heutigen ja so gut wie unbekannt, erst recht in ihrer mittelalterlichen Ausprägung. Wir brauchen darum einen sprachmächtigen Gestalter, der uns zu führen und zu fesseln versteht, nicht mit der Illusion, uns zu möglichst mittelaltergerechten Menschen zu machen, sondern um uns in bewußter Spannung zur Gegenwart das mönchische Leben nahezubringen nach sozialen, gesellschaftlichen und ordensgeschichtlichen Gesichtspunkten, denn erst so, aus einer breitgestalteten Umwelt heraus, werden die Schlüsselfiguren auch menschliche Konturen gewinnen.

Man muß vor allem wissen, für wen das Buch geschrieben ist: Es ging hervor aus einer öffentlichen Vorlesung an der Universität Konstanz 1976. Ich zitiere aus der Einleitung:

»Ein Buch hätte ich darüber nicht geschrieben, wenn eine landes- und sozialgeschichtlich ausgerichtete öffentliche Vorlesung in Konstanz 1976 nicht so engagierte und kontroverse Urteile hervorgerufen hätte. Die Bevölkerung im Umkreis hörte eifrig zu, weil es um die Ge-

schichte ihrer Region ging; eine Reihe externer Hörer wünschte die Publikation im Druck. Die Studenten der Universität waren weniger angetan, weil es nicht um die von ihnen herbeigesehnte Sozialisation ging; manche warfen mir vor, ich predigte mit Methoden der bürgerlichen Universität die Rückkehr ins klerikale Mittelalter. Ich verstand Zustimmung und Widerspruch als Aufforderung, noch einmal den Gegenstand gründlich zu untersuchen und meinen Standpunkt deutlich zu erklären.«

In der Tat: Das Buch geht eine breitere Öffentlichkeit an, in deren Namen die Studenten sonst so gerne agieren. Eine Rückkehr ins Mittelalter ist allein schon als Gedanke töricht; eine Verführung hingegen, sich zeitgerecht in eine vergangene Epoche versetzen zu lassen, verspricht durchaus Erfolg, wenn Sprachkunst, wenn die Kunst des Geschichtsschreibers am Werke ist. Denn eines ist sicher: Der Aufwand für das Mittelalter wird größer sein, der Einsatz gekonnter stilistischer Mittel unerlässlich, um den Leser auf einem ihm doch eher fremden Gebiet bei der Stange zu halten, wenn man ihn einmal für die Sache interessiert und gewonnen hat.

Allein schon Übersichtlichkeit ist hilfreich: Der Aufbau erschließt sich gleich beim ersten Durchblättern von Inhaltsangabe, von Bildern und Anhängen. Da ist keine Gefahr, in den 584 Seiten unterzugehen: Hier regiert Ordnung.

Vier große, symmetrisch aufgebaute Gruppen von Monographien bieten sich an: das Frühmittelalter in den Geschichten von Gallus und Otmar, der Klöster St. Gallen, Reichenau und Einsiedeln, als die Askese in der Adelskirche; das 11. und 12. Jahrhundert in der Reform der Priesterkirche mit Gestalten wie Hermann dem Lahmen oder Eberhard von Nellenburg, dem Begründer von Allerheiligen in Schaffhausen; das hohe Mittelalter mit neuen Orden und einer verinnerlichten Nachfolge Christi mit Heinrich Seuse, dem Dominikaner von Konstanz, und viertens das spätere Mittelalter als Absage an die Bürgerkirche mit so gegensätzlichen Gestalten wie der im Leiden mit Christus dahinsiechenden Elsbeth Achler von Reute bei Waldsee und dem tatkräftigen Benediktiner und Politiker Ulrich Rösch von St. Gallen.

Die einzelnen Kapitel sind wiederum klar gegliedert, ohne daß

man das Schema als Zwang empfände; einleitend eine Charakterisierung des Ordens in europäischen Bezügen; darin eingebaut die Gestalt eines Mönchs oder einer Nonne, die stellvertretend den Orden nach den Bedingungen von Zeit und Raum verkörpern und daran anschließend eine Zusammenschau, die mit den Erfahrungen der persönlichen Begegnungen zurückblendet auf den Eingang. So bildet sich ein Reigen von zwanzig Gestalten in acht Jahrhunderten.

Auch die Bilder stehen nicht als zufällige, sich gerade anbietende Illustrationen da: Ein erstes gibt jeweils den heutigen Zustand des Klosters, ein zweites vermittelt ein zeitgenössisches Bild: Die Entfremdung durch den Zudrang der heutigen baulichen Umgebung wird damit in vielen Fällen deutlich (Weißenau), in anderen die Verlorenheit dessen, was einst in einer lebendigen Bezugswelt einen Platz ausfüllte (Wagenhausen). Ein drittes Bild bringt literarische (handschriftliche oder bildliche) Zeugnisse der Zeit, ein viertes spiegelt die Nachwirkung in entsprechenden späteren Darstellungen. Die Bilder werden inhaltlich und kunstgeschichtlich erläutert, mittels einer profunden Vertiefung in Quellen und Sekundärliteratur. Die Anmerkungen endlich bieten in ihrer gezielten Auswahl dem Laien wie dem Fachkollegen das Wichtige.

So ist schon rein vom Aufbau her alles wohlüberlegt, gut gewichtet, und der Leser kann sich gesichert den einzelnen Porträts hingeben. Die Darstellung ist darauf angelegt, Bekanntschaft mit Menschen zu schließen, die hier gelebt haben, die – wir erfahren es Schritt für Schritt – für weit mehr, für heute noch sichtbares Kulturgut den Grund gelegt haben, als man dies zunächst für möglich gehalten hätte: Geschichte wird ein gelebter, auf uns zu gelebter Zusammenhang. Dabei versteigt sich der Verfasser nicht in psychologische Hypothesen, um uns seine Menschen näherzubringen, indem er etwa zu enträtseln sucht, was sie veranlaßt haben könnte, das Kloster aufzusuchen. Denn die Quellen sagen über derart Persönliches nichts aus, und die Quellen allein sollen sprechen und zum Sprechen gebracht werden. »Bei ihnen« – ich zitiere aus der Einleitung – ging ich in die Schule und stellte mir vor, mittelalterliche Mönche kämen an den heutigen Bodensee und sprächen mit mir ... Ich setze mich mit den Mönchen zusammen und auseinander, ich stelle ihnen meine Fragen und lege ihre Antwort-

ten auf moderne Weise aus. ... oft muß ich das, was sie sagen, ergänzen und zuspitzen, aber ich hüte mich, sie zu überschreien ...«

Zweierlei also: reden lassen, ein aufmerksamer und geduldiger Zuhörer sein, aber als moderner Zeitgenosse und Historiker auch ergänzen und zuspitzen.

Nehmen wir Johann von Winterthur, einen Franziskaner in Lindau, als Beispiel. Borst zitiert die Quelle weder im lateinischen Urtext noch in wörtlicher neuhochdeutscher Übertragung, er gibt mit eigenen Worten deren Essenz, indem er ihr bald getreu folgt, bald sie zuspitzt auf unser heutiges lebendiges sprachliches Vermögen: Der Leser muß ansprechbar gehalten werden. Daraus ergeben sich Anspielungen, bald nur in einem einzigen Wort, bald in deutlicher Paraphrase.

»Und nur ja nichts verschwenden! So entzückt Johann über Rudolf von Habsburg sprach, so entsetzt über sieben junge Leute aus Überlingen. Sie gründeten um 1343 eine Eidgenossenschaft mit der Bestimmung, so lange beieinanderzubleiben, bis sie ihr ansehnliches Hab und Gut ausgegeben hätten. Überlinger Fromme wollten die Sittenverderbnis untersagen, doch der Magistrat erwiderte, mit ihrem eigenen Geld könnten sie machen, was sie wollten. Wenn sie jemanden schädigten, sollten sie Ersatz leisten. So fingen sie denn an. Der Stadtrat hatte verboten, während des Gottesdienstes in der Stadt Lärm zu schlagen, zum Beispiel mit Pfeifen und Hörnern. Mit diesen Instrumenten zogen die jungen Leute um die Pfarrkirche herum, hatten einen Heidenpaß und zahlten gern den Strafbefehl über neun Schilling. Dann gingen sie zum Markt, kauften teure Gläser und Tontöpfe und zerschmissen sie an Hauswänden oder mit Stöcken. Die Völkerkunde bezeichnet derartigen Prestigegewinn durch Warenzerstörung als Potlatch, wir sagen dafür heute Selbstverwirklichung. Der Bürgerzorn steigerte den Jugendspaß. Sie tanzten, sangen und veranstalteten Würfelspiele mit höchstem Einsatz in Überlingen und Konstanz, die ganze Gegend sollte zusehen. Sobald einer von ihnen blank war, begleiteten sie ihn mit Pfeifen und Pauken nach Lindau, wo wieder die ganze Stadt zusammenlief. Dort verabschiedeten sie den Genossen, denn nun verdingte er sich als Söldner in der Lombardei. Der Franziskaner rügte die Vergeudung strenger als der Stadtrat. Für normale Bürger war

Sparsamkeit kein Selbstzweck, nur vorübergehender Konsumverzicht. Wahrscheinlich beneideten viele brave Bürger die jungen Leute. Denn kräftig essen, trinken und es sich wohlsein lassen, davon träumten alle. Dieser Traum vom Paradies auf Erden war für Minderbrüder das schlimmste Ärgernis, denn er ging zu Lasten der Mitmenschen.«

»Die Völkerkunde sagt Potlatch, wir heute Selbstverwirklichung.« So neu sind die Dinge ja im Grunde nicht. Oder »Konsumverzicht«. Oder der Verfasser spricht von einer zisterziensischen »Klosterkette«: Das Bild ist treffend, dabei stellt sich uns – auf etwas anderer Höhengelage – die Hotelkette in den Weg.

Aus dem Kapitel über Seuse ein weiteres Beispiel:

»Seine Eltern hatten beim Eintritt des Sohnes Geld bezahlt, weil er vor dem fünfzehnten Lebensjahr aufgenommen werden sollte. Es schmerzte ihn noch jahrelang, daß er ein geistliches Gut durch weltlichen Besitz erkaufte, denn er sah, daß nicht jeder junge Konstanzer in dem vornehmen Konvent willkommen war. Noch bedenklicher war die Gesinnung, der er begegnete. Nicht daß das Dominikanerkloster ein Sündenpfuhl gewesen wäre, aber Armut und Eifer der Anfänge herrschten nicht mehr, statt dessen Behaglichkeit und Lässigkeit. Predigerbrüder gingen abends, nach Studium und Liturgie, sozusagen nach Dienstschluß, noch ein wenig in die Stadt, um Bekannte zu besuchen und etwa ein Viertel zu trinken. Seuse ließ sich in den ersten Jahren von dieser lauen Stimmung anstecken, und als er sich im achtzehnten Lebensjahr zu innerer Umkehr entschloß, bekam er von einem Jugendfreund zu hören, was fast wie Konstanzer Lebensphilosophie schlechthin klingt: ›Es mag wohl gut sein, daß du besser werden willst, aber mach nicht so schnell damit! Fang es maßvoll an, damit du es vollbringen kannst! Iß und trink kräftig, tu dir gütlich und hüte dich dadurch vor Sünden! Sei in dir selbst so gut, wie du willst, aber nach außen so mäßig, daß den Leuten nicht vor dir graut! Wie die Leute sagen: Ist das Herz gut, so ist alles gut. Du kannst mit den Leuten fröhlich und doch ein guter Mensch sein. Andere Menschen wollen auch in den Himmel kommen und führen kein so strenges Leben.« Konstanzer Lebensphilosophie heute? oder schlechthin? Es ist die

mâze alemannischer Lebensart, so wie wir mit den Extremen offenbar immer noch am leichtesten fertig werden. Mit etwas Nachgeschmack vielleicht für manchen von uns, und doch schimmert aus dem wohlmeinenden Rat des Freundes auch die wohlige Wonne der Gewöhnlichkeit hindurch, um ein Wort von Thomas Mann abzuwandeln.

Es darf aber nicht der Eindruck entstehen, als würde der Verfasser nun dauernd die Gegenwart vergleichend heranziehen: Das ist nicht der Fall und müßte bei doch sehr eingeschränkter Vergleichbarkeit befremden. Es sind sparsam aufgesetzte Lichter, denn nur so können sie »zuspitzen«, wenn sie unvermittelt aus dem Strom verlässlicher historischer Informationen auftauchen.

Noch ein Zitat aus den Schilderungen einer ungenannten Dominikanerin, die von den asketischen Übungen ihrer Mitschwestern in Katharinenthal bei Diessenhofen erzählt:

»Unsereiner wüßte gern, wie es den Nonnen gemundet hat, aber die Frage ist ungehörig. Gäste mögen es geschmeckt haben, daß die Schaffnerin Adelheid von Ossingen aus der Kirche nur ungerne in die Küche ging, um ihnen Essen zu kochen; Dominikanerinnen hatten anderes im Sinn. Im Speisesaal sah Adelheid von Spiegelberg vor sich auf dem Tisch das Jesuskind sitzen; was fröd vnd süssikeit vnd wirtschafft si do hatt, das ist vnsaglich. Vom Essen kann sie nicht viel gemerkt haben. Auch in den Arbeitssaal, das sogenannte Werkhaus, wo die Schwestern gewöhnlich bei Textilarbeiten saßen, kam Besuch. Anne Hettin stickte dort, vielleicht ein Meßgewand. Ihr erschien die Muttergottes in einem schönen Mantel, auf dem mit goldenen Buchstaben stand: Ave Maria! Geri Haimburg arbeitete im Werkhaus für sich allein, währenddessen kam das Jesuskind zu ihr. Eine Mitschwester trat hinzu, weil sie mit ihrer Arbeit nicht zu Rande kam, und bat um Anleitung. Geri winkte stumm, sie solle weggehen. Sofort verschwand das Jesuskind, und eine Stimme sprach: »Weil du die Liebe nicht übest und der Schwester nicht tun wolltest, worum sie dich bat, darum siehst du mich nicht mehr.« Eine Schlüsselvision für das Nonnenleben in Katharinenthal!«

Macht sich der Verfasser über die religiöse Praxis dieser Nonnen lustig? Lachen darf man sicher des öftern bei der Lektüre dieser Nonnenviten oder wenn etwa in den Geschichten des Gottesfreundes vom Oberland in Straßburg von einem Koch erzählt wird, wie er beim Umrühren der Pfanne eine Vision erhielt und dabei den Kochlöffel in den Brei fallen ließ. Hier nicht zu lachen, müßte beinahe tief blicken lassen. Eine unfreiwillige Komik. Der Text selber tut gemäß der Textsorte »Hagiographie« nichts zur Sache, er kommt überhaupt nicht auf den Gedanken, psychologische Beweggründe und Hintergründe zu evozieren, was uns nicht daran hindert doch zu fragen: Was war diese Mechtild Huser für ein Mensch, was heißt das, daß sie es täglich auf sechshundert Psalmen brachte?! Der Humor des Berichterstatters Arno Borst scheint mir dezent: Indem er die Einzelheiten wörtlich und brav wiederholt und damit den Text durch Kommentarlosigkeit frei- oder bloßstellt, kann er ihn getrost seiner Wirkung überlassen, ohne auf eine tiefenpsychologische Interpretation einzutreten, die ja wohl in erster Linie Sache des Religionspsychologen ist. Wir bleiben auf dem Boden der Geschichtsschreibung, auf dem Boden der Quellen, ohne sie unbedingt beim Nennwert zu nehmen. Ein Buch wie dieses will ja nun auch – und das in erster Linie – neues Wissen erschließen, den Leser belehren. Aber schon bei diesem Wort darf man stutzen. Natürlich weiß Arno Borst, wie viel oder wie wenig er bei seinen Lesern an Wissen voraussetzen darf; er kann sich in den Leser versetzen, und das ist seine Tugend. Das Wissen über das Mittelalter und die Orden ist durchschnittlich bescheiden. Damit stößt ein solches Buch auf eine erfreuliche Lücke: ein Glücksfall, wenn man nicht dauernd zuerst Vorurteile und falsch kolportiertes Schulwissen beiseite räumen muß. Es gehört aber zu den stilistischen Feinheiten, daß der Verfasser nirgends den Gelehrten hervorkehrt und da, wo er ganz einfach einmal belehrend eingreifen muß, es auf eine höchst sympathische Art bewerkstelligt. Dazu unser letztes Zitat:

»Salem war die handwerkliche Zentralstation. Gleichzeitig wurden Außenstellen gebaut, ähnlich den benediktinischen Cellae, aber streng nach Schema; sie hießen Vorwerke oder Grangien. Grangium bedeutete Getreidespeicher, doch wurden neben Vorrathshäusern und Ställen

auch Wohnräume und Kapellen für die Konversen gebaut. Dort lebten grundsätzlich keine Mönche, sondern diejenigen Konversen, die nicht in der Zentrale als Handwerker gebraucht wurden, und draußen besorgten sie die Landwirtschaft. Grangien waren also Gutshöfe; ein paar kann man auf dem Prälatenweg von Birnau nach Salem noch sehen. Sie wurden mit Mauern umgeben, Klöster im kleinen, denn auch Konversen lebten mönchisch, unter strenger Aufsicht des Grangienmeisters, der selbst Konverse war, oft ein höchst selbstherrlicher. Er unterstand dem Cellerarius im Hauptkloster, dem Wirtschaftsverwalter. Salemer Grangien standen zum Teil ganz nahe beim Kloster als Zentralstellen des Eigenbaus, zum Teil bildeten sie Außenstellen wie Adelsreute oder Madachhof zwischen Stockach und Meßkirch, rund fünfundzwanzig Kilometer vom Hauptkloster entfernt. Bald legte sich ein doppelter Kranz von Vorwerken rund um Salem.«

Haben Sie bemerkt, wie hier das Fremdwort Grangie eingeführt wurde? Wer kennt dieses lateinische Fachwort schon! Es wird deshalb übersetzt, aber auf dem Wege einer weiterführenden Sachinformation: Grangium bedeutete Getreidespeicher, doch wurden neben Vorrathshäusern und Ställen auch Wohnräume und Kapellen für die Konversen gebaut ...

Auf diese Weise wird im Laufe des Buches die gesamte einschlägige mediävistische Terminologie gewissermaßen unter der Hand eingebracht, ohne daß man sich wie in einem Kolleg vorkommen muß. Besonders das Schlußkapitel über die klösterlichen Termini bietet auch dem Fachmann Ergebnisse aufhellender Wortforschung.

Beschäftigung mit Geschichte scheint heute in Mode zu sein, jedenfalls bekam ich bei der Lektüre von Presseberichten über das 20. Konstanzer Literaturgespräch dieses Jahres den Eindruck. Sehen wir einmal ab von Geschichte als Fluchtvehikel aus einer als unbehaglich bezeichneten Gegenwart, dann kann Geschichte ein Mittel sein, den eigenen Platz in unserer Umwelt genauer zu erkennen. Alles, was wir anfassen, hat seine Geschichte. Aber man müßte von der Ichbezogenheit geschichtlicher Betrachtung weiterkommen und in den sie einbettenden sozialen Zusammenhängen das dauerhaft Geschichtliche finden. Die Einsicht, bei aller Objektivität, um die sich die Historie

bemüht, dabei doch der Subjektivität nicht entfliehen zu können, macht die Krise oder Chance dieser Wissenschaft aus, der Geisteswissenschaften überhaupt. Ein Schriftsteller wie Dieter Kühn macht in seinem Roman »Ich Wolkenstein« aus der Not eine Tugend – als Schriftsteller darf er das – und bezieht seinen eigenen Weg zum Thema, seine eigenen Fortschritte beim Kennenlernen des Romanhelden in die Darstellung mit ein, benutzt aber auch ausführlich Forschungsbeiträge, z. T. wörtlich und hat sogar selber einen wichtigen Baustein zur Biographie dieses vielschillernden Tiroler Dichters in einer Bibliothek in Nürnberg entdeckt. Nun böte unter den Mönchen am Bodensee dank seiner Vita Seuse reichlich Material für eine romanhafte Darstellung (und hat es leider auch schon liefern müssen), doch begibt sich natürlich ein Historiker wie Borst seinem Ziel und seinem Auftrag gemäß nicht auf das Parkett des Schriftstellers, und auf einen neuen Scheffel warten wir gerne noch ein Weilchen. Aber Borst legt in seiner Darstellung die Räume frei, in welchen seine Gestalten ganz legitim das Recht beanspruchen dürfen, auch von ihrer menschlichen Seite uns näherzutreten. Doch nicht die dem Historiker beiläufig noch einfallenden Hypothesen führen dahin, sondern die erforderliche Rundung des Geschichtsbildes, des Gesamtbildes, während der sich streng auf Fakten beschränkende Fachhistoriker beim Fragment stehenbleibt. Wer aber Geschichte schreiben will, wer darstellen will in des Wortes zwingender Bedeutung, muß Subjektivität in Kauf nehmen, das geschichtlich unvollständige Bild der Fakten ergänzen, zuspitzen. Geschichte, wie sie hätte sein können, vermutlich auch war, wird verantwortet, so wie auch ein Restaurator vorgeht, wenn er ergänzt, weil er als Kenner der Details auch eine Vorstellung von der Ganzheit des Bildes, in unserm Falle des Geschichtsbildes, hat. Geschichtsschreibung in des Wortes klassischer Bedeutung ist heute eine beinahe vergessene Kunst bei den Historikern, die zwar bei den Namen Ranke und Burckhardt in Andacht versinken, aber gleich die Hände werfen, wenn sich einer heute so etwas herausnimmt. Dabei hat man immer, wo Geschichte in diesem Sinne geschrieben wurde, die persönliche Kunst der sprachlichen Gestaltung bewundert und bewundert sie noch heute, selbst wenn der Stand der Forschung ein anderer geworden ist. Wir sollten Arno Borst gratulieren zu seinem

Mut, anhand der Fingerzeige der Quellen ganze und runde Persönlichkeiten erstehen zu lassen und das Licht seiner ungewöhnlichen sprachlichen Begabung nicht unter den Scheffel zu stellen. Auch ist dieses Buch – und ich unterstreiche damit die Worte des Bürgermeisters – ein Zeichen dafür, daß sich die Universität Konstanz vermehrt des Bodenseeraums annimmt und Landesgeschichte nicht dem Theodor-Mayer-Kreis überläßt, aus dessen Mitte eben das gehaltvolle Buch von Helmut Maurer über den »Herzog von Schwaben« erschienen ist, das den Typus der streng fachwissenschaftlichen Untersuchung vertritt.

Ich habe vor Jahren einmal bei einer Geburtstagsfeier des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte gesagt, die Universität Konstanz sei so etwas wie Kurt Georg Kiesingers akademisches Lustgärtlein. Dem ist nun nicht mehr so, was deren Zuwendung zu Fragen der Landesgeschichte der eigenen Region beweist: wahrhaftig nicht. Man darf hoffen, daß dies nicht einfach eine Folge der gebremsten Reform ist, sondern vielmehr einem echten Bedürfnis entspringt, als Bodensee-Universität Fuß zu fassen und damit auch die Nachbarländer anzusprechen. Hier gilt es, eine große Chance wahrzunehmen.

Dabei können sich die landeskundlichen Bemühungen auf einen Verlag stützen, der dank der Initiative seines Leiters, Georg Bensch, sich in bewundernswerter Weise für den kulturellen und wissenschaftlichen Bereich einsetzt und auch die äußere Form seiner Bücher attraktiv gestaltet: Ich spreche natürlich vom Thorbecke-Verlag in Sigmaringen.

Ich schließe mit ein paar Sätzen aus einer autobiographischen Skizze, die Arno Borst für einen andern Anlaß verfaßt und mir überlassen hat. Diese wenigen Sätze mögen noch etwas persönliche Atmosphäre in diesen festlichen Rahmen bringen.

»Auf der Suche nach mehr Lebensnähe 1974 bei einem Ruf nach Würzburg Heimkehr in die Provinz erwogen, umgestimmt durch die urbane Weite am Bodensee und die gelassene Sympathie der Einheimischen. Seitdem ein Leben am Rand der Institutionen, zwischen Familie und Schülern, zwischen Schreibtisch und Vortragspult, im veralteten Stil des Professors. Hie und da Arbeit im Garten hinterm Haus,

mit dem Blick auf Konstanzer Münster und Säntismassiv, ansonsten Erforschung der Geschichtslandschaft in ihrer europäischen Spannweite (>Reden über die Staufer<) und in ihrer gesammelten Menschlichkeit (>Mönche am Bodensee<) – Geschichte als tägliches Gespräch mit Nachbarn.«

1979 Professor Dr. Arno Borst, Konstanz, für sein Buch »Mönche am Bodensee 610–1525« (1978)

* 1925 in Alzenau im Spessart,
Studium in Göttingen und München, Promotion 1951 in Göttingen, Habilitation 1957 in Münster, Professor für mittlere und neuere Geschichte ab 1961 in Münster, ab 1962 in Erlangen und von 1969 bis 1990 in Konstanz, 1969-1970 Prorektor der Universität Konstanz,
† 2006 in Konstanz

Arno Borst: Lebensformen im Mittelalter. 783 Seiten. Propyläen Verlag, Frankfurt 1973

Arno Borst: Mönche am Bodensee. 584 Seiten. Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1978

Bodensee-Literaturpreis der Stadt Überlingen 1979 für Arno Borst. Reden zur Verleihung am 24. Juni 1979. 41 Seiten. Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1980

Preisverleihung am 24. Juni 1979, Laudatio Bruno Boesch